



Wir kommentieren

den Prozeß von Lüttich: Warum ein ungutes Gefühl? – Schon die Prozeßführung war anfechtbar – Die Mutter – Erlebnisse an die Sensationspresse verkauft – Der Arzt – Nicht zum Töten berufen – Ein sowjetrussischer Professor nimmt Stellung – Die Lütticher Ärztekammer strengt Disziplinarverfahren an – Lehren und Folgerungen: jedes Menschenleben ist heilig – auch das Ungeborene ist schutzberechtigt – Verpflichtungen des Staates.

ein vertrauliches Dokument für die Konzilsväter: Zeitschriftenartikel zu vertraulichem Dokument hochgespielt – Päpstliches Bibelinstitut auf der Anklagebank – Formgeschichte an eucharistischen Einsetzungsworten erklärt – Irreführendes Beweisverfahren.

Dritter Konzilsbericht

Brief aus Rom von Mario Galli: Auch die Bischöfe sind keine Heiligen – Menschliches und Göttliches im Konzil – Die Szene hat gewechselt – Jetzt geht es direkt um die Dinge des Glaubens – Erster Streitpunkt: «Quelle» oder «Quellen» der Offenbarung – Verändertes

Kräfteverhältnis – Alle fürchten voreilige Entschlüsse – Die «Volkstribunen» schweigen – In der Zeit der Ökumene sucht man nach den gemeinsamen Grundlagen – Schrift und Tradition nicht zwei getrennte Dinge – Die Bedeutung der Beobachter: ihre bloße Gegenwart ist bereits ein «Wort» und ein «Votum» – Den katholischen Ländern fehlt die Erfahrung: sie kennen die Protestanten nur abstrakt – Zweiter Streitpunkt: die Exegese – Der Einbruch der modernen Geschichtsforschung in die Bibelkritik – Die Vorlage ist hier sehr negativ – Furcht vor Glaubenszersetzung – Warnung vor Gefahren – Ist das der Weg zum heutigen Menschen? – Was denkt wohl der Papst? – Rückweisung der Vorlage an eine gemischte Kommission – Zuversicht.

Theologie

Anpassung der Theologie: Erfahrungen aus langer Professorentätigkeit in Indien – Das Christentum begegnet einer Hochkultur – Warum theologische Akkomodation? – Nicht so sehr wegen der Hörer theologischer Kurse – sondern im Hinblick auf die geistige Tradition – Zu Christus durch den Vedanta: eine umstrittene Mei-

nung – Doch nicht Erwägungen unmittelbarer missionarischer Möglichkeiten sind entscheidend – Ein Volk kann seine geistige Vergangenheit nicht vergessen – sonst bliebe Christus ohne die Menschheit – und die Menschheit ohne Christus – Heidentum lebt überall dort weiter, wo das Christentum nicht im Volkstum verwurzelt ist – Bekehrung ist immer Begegnung – Unterwerfung unter das Wort Gottes bedeutet nicht das Auslösen der Vergangenheit – Christentum: Erlösung und Vollendung.

Kommunismus

Aktion gegen den gemeinsamen Markt: Fehlbeurteilung der EWG – Vom raschen Entwicklungstempo überrascht – COMECON kommt nicht mit – Trommelfeuer der Gegenpropaganda – Eine Wendung zum Realismus: man möchte sich an den Verhandlungstisch setzen – Gründung einer Welthandelsorganisation vorgeschlagen – Resolution der PdA in der Schweiz – Das Fazit: mit der EWG ins Gespräch zu kommen – Schlußfolgerung für uns: die westeuropäische Integration hat sich bewährt – ihre leitenden Prinzipien sind stärker als die kommunistische Ideologie.

KOMMENTARE

Der Euthanasieprozeß in Lüttich

Der Prozeß von Lüttich und der Freispruch haben bei allen normal denkenden und empfindenden Menschen tiefe Bestürzung hervorgerufen. Bei vielen, die den Freispruch begrüßten, bleibt ein gewisses Unbehagen. Sie fühlen instinktiv, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist, wie es in einer Zuschrift hieß: «Es war erfreulich, daß in diesem besonderen Fall den Beteiligten geholfen wurde, aber es läßt einen – wegen der Konsequenzen – nicht froh werden». Warum dieses ungute Gefühl? Weil der Prozeß weitgehendes menschliches Versagen aufzeigte, das man klar erkennen muß, um den Fall objektiv zu beurteilen.

Schon die Prozeßführung war anfechtbar. Sie geschah in einer Atmosphäre von hysterischer Sensationsgier, unter einem unerträglichen Druck der Straße, die unvereinbar sind mit einer objektiven Rechtsprechung. Es ging nicht nur um die gerechte Beurteilung eines Tatbestandes; der Prozeß war eine Gelegenheit, politische, religiöse, sprachliche Streitigkeiten auszufeuchten. Daß die Justizbehörden keine ernsthaften Anstrengungen

machten, den Prozeß aus dieser leidenschaftlichen Kampfstimmung herauszuhalten, war ein schweres Versagen. Der Prozeßverlauf mit dem Beifallklatschen oder Hohnrufen der erregten Menge erinnerte an die berüchtigten Volksgerichte Freislers und die Schauprozesse in Kuba unter Fidel Castro, die im Fernsehen ausgestrahlt wurden. Manchem ist dabei verständlich geworden, wie schwer es für anständige Richter in einem totalitären Staat ist, dem übermächtigen Druck nicht zu erliegen.

Menschliches und berufliches Versagen

Während des Prozesses wurde der Mutter viel Mitgefühl und Mitleid für ihre schwere Situation gezeigt. Wie unverdient dieses Mitempfinden war, beweist ihr Verhalten nach dem Prozeß. Eine Mutter, die den Freispruch von der Tötung ihres eigenen Kindes öffentlich feiert, sich dabei fotografieren läßt, ihre Erlebnisse der Sensationspresse verkauft, wie die Zeitungen berichten, hat keinen Anspruch auf den schönsten menschlichen Namen «Mutter». Diese Gefühlsroheit und das Fehlen

des elementarsten sittlichen Empfindens müssen jeden anständigen Menschen anwidern. Der Verdacht drängt sich auf, daß hier aus egoistischen Gründen getötet wurde, weil man eine Last abschüttelte, die zu tragen man nicht die Kraft hatte. Echte Heldinnen sind die Mütter von mißgestalteten Kindern, die ihr schweres Los mutig und still tragen. Sie würden lärmendes Feiern als Beleidigung auffassen.

Menschliches und berufliches Versagen finden wir besonders beim mitangeklagten Arzt. Für alle Ärzte, die stolz auf diesen Titel sind, gilt der unerschütterliche Grundsatz, daß sie zum Heilen und Helfen, nie zum Töten berufen sind. Der Arzt ist kein Henker. Man hat in einer gewissen Presse der Kirche den Vorwurf gemacht, daß sie mit der Lehre von der unantastbaren Heiligkeit des Menschenlebens ihre «koffessionelle» Auffassung anderen aufzwingen wolle. Diese Auffassung war schon Jahrhunderte vor Christus allgemeiner Grundsatz der ärztlichen Ethik. Im Hippokrateseid verspricht der Arzt: «Was Verderben und Schaden bringt, will ich von den Kranken fernhalten. Ebenso werde ich niemandem ein tödliches Gift verabreichen, auch nicht auf Verlangen. Auch werde ich keinen solchen verwerflichen Rat erteilen». Als der sowjetrussische Professor Kisselev beim internationalen Kongreß in Monaco über den Lütticher Prozeß befragt wurde, sagte er: «Die sowjetrussische Medizin kann niemals ihre Zustimmung zu einer biologischen Moral geben. Wir Ärzte sind der Ansicht, daß jeder Mensch das Recht auf das Leben hat. Man kann nie wissen, welche Fortschritte die Wissenschaft macht. Früher hat man Kinder, deren Eltern verschiedene Rhesusfaktoren haben, aufgegeben. Heute können wir 80–90% dieser Kinder für ein normales Leben retten» («Le Monde» vom 17. 11. 1962). Wenn dieser Prozeß Schule machte, würde das Verhältnis zwischen Kranken und Arzt vergiftet werden. Anstatt Vertrauen müßte der Kranke dem Arzt tiefes Mißtrauen entgegenbringen. Wer garantiert ihm, daß sein Arzt, anstatt zu heilen und zu helfen, ihn nicht töten wird, weil er sein Leben für lebensunwert hält?

Die Lütticher Ärztekammer hat diese Gefahr klar gesehen und bemüht sich, das angeschlagene Ansehen des Ärztestandes wieder herzustellen. Sie wird gegen alle Ärzte, die sich in diesem Prozeß gegen die Berufsmoral verfehlt haben, disziplinarisch vorgehen. Unterdessen ist auch bei den Verfechtern des Freispruches eine Ernüchterung eingetreten, weil ein zweiter Kindsmord in Lüttich durch die eigene Mutter geschehen ist. Vielleicht muß der Arzt bald die Erfahrung machen, daß Beifall der labilen Masse kein sicherer Boden für einen verantwortungsvollen Beruf wie der des Arztes ist.

Lehren und Folgerungen

Welche Lehren müssen wir aus dem Lütticher Prozeß ziehen?

1. Jedes Menschenleben, ob gesund oder krank, ist heilig. Weder die Einzelnen noch der Staat sind Herr über das Leben. Jede vorsätzliche Tötung eines unschuldigen Menschen ist objektiv Mord, ganz gleich aus welchen Motiven sie erfolgt. Mord bleibt Mord, ob er aus falsch verstandenem Mitleid, aus Rassengründen oder politischen Motiven geschieht. Gott allein ist der Herr über Leben und Tod. «Ich bin es, der tötet und wieder ins Leben ruft» (Deut. 32,39). Wenn der Mensch sich das Richteramt anmaßt, über lebenswertes oder lebensunwertes Leben zu urteilen, ist der Weg frei für alle Scheußlichkeiten. Welche objektiven Kriterien hat der Mensch zu dieser Bewertung? Die Rasse, wie unter dem Dritten Reich? Die Klasse, wie in der kommunistischen Revolution? Oder die Nützlichkeit? Dann sind alle «Unproduktiven» ein Hindernis zum Sprung nach Vorwärts und müssen liquidiert werden. Ein Rückfall in die schlimmste Barbarei! Die Alten, die Kranken, die körperlich und geistig Behinderten werden ausgelöscht. Die moderne Zeitgeschichte hat bewiesen, daß es sich nicht um eine utopische Spekulation handelt, sondern um eine traurige Wirklichkeit.

Bei Durchsetzung der Theorie vom lebensunwerten Leben hätten ein Toulouse-Lautrec, eine Helen Keller keine Daseinsberechtigung gehabt, und die edelsten menschlichen Gefühle wie Mitleid, Aufopferung würden bald verschwinden. Der Dank des Vaterlandes für schwerverletzte Soldaten wäre die Spritze, wie Hitler sie angewandt hat. Wenn man einmal anfängt mit dem Begriff «lebensunwert» zu operieren, ist kein Mensch mehr sicher.

2. Als nach dem Sturz des Dritten Reiches die Scheußlichkeiten bekannt wurden, hat man sich entsetzt gefragt, wie das möglich war. Hitler hat nichts selbständig erfunden. Er hatte geistige Wegbereiter. Wegbereiter waren die Rassentheoretiker, die lange vor ihm die Superiorität der germanischen Rasse verherrlicht haben. Wegbereiter waren die Staatsrechtler und Rechtsphilosophen, die den Staat zum absoluten Gott machten, der an keine über ihm stehende Sittlichkeit und kein Recht gebunden ist, sondern souverän bestimmt, was Recht und Unrecht ist. Wenn nur die äußeren Formen der Legalität gewahrt bleiben, kann das Gesetz jeden Inhalt haben, auch Unsittliches. Gewiß, die Verfechter des Staatsabsolutismus haben nur abstrakte Theorien aufgestellt und nicht an die Folgerungen gedacht, weil sie immer noch, oft unbewußt, von christlichem Ethos geprägt waren, das dem Menschen Grenzen auferlegt. Als Hitler diese Theorien mit äußerster Konsequenz in die Wirklichkeit umsetzte oder, wie er sagte, «den Mut hatte, so weit zu gehen», waren diese Theoretiker entsetzt und behaupteten, das nicht gewollt zu haben.

Auch beim Lütticher Prozeß muß sich jeder die Frage stellen, wie war das möglich? Haben doch die Geschworenen auf die erste Frage, ob eine freiwillige Tötung eines Menschen vorliege, mit Nein geantwortet. Wie die Zeitung «Le Monde» schreibt, «eine freiwillige Tötung kann nicht geleugnet werden; also muß das Kind kein Mensch gewesen sein. Damit wird eine allgemein geltende Definition der menschlichen Persönlichkeit in Frage gestellt». Auch hier haben wir geistige Wegbereiter zu einem so ungeheuerlichen Urteil.

In der Bundesrepublik Deutschland arbeitet man gegenwärtig an der Reform des Strafrechtes. Im Mittelpunkt der Diskussionen steht die Straffreiheit der Abtreibungen bei Indikationen. Man hat für jeden Geschmack eine Indikation bereit. Gibt es doch eine kosmetische Indikation! Ohne Scheu wird das Wort «ethisch» mißbraucht für eine «ethische» Indikation. Bisher stand das ungeborene Kind unter demselben Rechtsschutz wie das geborene, eine Rechtsauffassung aller zivilisierten Völker. In dem schon angeführten Hippokrateseid gelobt der Arzt: «Ich werde keiner Frau ein kindtötendes Mittel verabreichen». Sicher gibt es bei der medizinischen Indikation Fälle, wo der Arzt und die Eltern vor die nicht leichte Gewissensfrage gestellt werden, das Kind oder die Mutter zu opfern. Ein Dilemma, das eine klare Antwort fordert. Entweder ist das ungeborene Kind ein Mensch oder nicht. Im letzteren Fall ist die ganze Diskussion über die Indikationen sinnlos. Wozu braucht man da Indikationen? Jeder handelt nach seinem eigenen Gutdünken und das Strafrecht hat sich nicht damit zu befassen. Oder das ungeborene Kind ist ein Mensch mit allen ursprünglichen Rechten, auch auf sein Leben, dann ist dieses Leben genau so unantastbar wie bei allen Menschen. Hier gilt das göttliche Gebot: Du sollst nicht töten.

Die Auseinandersetzungen über Straffreiheit bei Indikationen zeigen eindeutig, daß auch die Verfechter der Straffreiheit das ungeborene Kind als Mensch betrachten. Mit welchem Recht reiht der Staat die Menschen – dazu gehören die Ungeborenen – in Schutzberechtigte und Schutzlose ein? Hat Hitler nicht dasselbe getan? Entweder ist jedes Menschenleben heilig, oder keines. Wenn einmal der Grundsatz der Heiligkeit und Unantastbarkeit des Menschenlebens durchbrochen wird, gibt es keine Dämme mehr.

Vor einigen Jahren stand in den Zeitungen folgender Bericht: Eine Schwedin, die wieder schwanger war, ging zu einem bekannten Gynäkologen in Stockholm, um sich das Kind nehmen zu lassen. Sie habe schon ein Kind und ein zweites sei unerwünscht. Der Arzt, der die dortige weitgehende Praxis persönlich ablehnte, sagte der Mutter, um ihr die Schwere des Entscheides klarzumachen: Jeder Eingriff sei mit Gefahren verbunden. Die Frau solle daher nach Hause gehen, das erste Kind umbringen und das zweite austragen. Das sei die beste Lösung. Die Frau schrie auf und bekam Krämpfe wegen der unverblühten Antwort. Eine lebhafte Diskussion setzte in der schwedischen Presse ein, für oder gegen den Arzt. Nun, der Bescheid des Arztes war logisch. Ist das ungeborene Leben nicht heilig, warum das geborene? Jeder Staatsbürger, jeder Jurist und jeder Politiker, der an Strafgesetzen mitwirkt, muß sich bewußt sein, welche Folgen sein Entscheid hat. Er kann heute nicht mehr mit der Ausrede kommen, das habe er nicht gewollt, wenn andere die Bresche erweitern und für ihren Fall dasselbe Recht in Anspruch nehmen. Gewisse Kreise werfen der Kirche vor, sie versuche ihre sittlichen Auffassungen den Andersgläubigen aufzuzwingen. Hier geht es nicht um eine «christliche» Wahrheit, sondern um eine «natürliche»! Daß das Kind im Mutterleib bereits Mensch ist und unter dem Schutz des göttlichen und menschlichen Gesetzes steht, ist eine tausendjährige opinio communis. Die Kirchen haben dem Staat und seinen Organen das Gesetz Gottes zu verkünden, das Geltung für Christen und Heiden beansprucht. Sie haben außerdem die Gewissen zu schärfen bei allen Christen in dieser Grundfrage («Lutherische Monatshefte», Heft 10, 1962).

3. Anlässlich des Lütticher Prozesses wurde auf ein anderes Versagen hingewiesen. Geistig und körperlich mißgestaltete Menschen hat es immer gegeben. Bisher hat der Staat die schwere Last den Eltern allein aufgebürdet. Damit waren nicht allein persönliche Opfer verbunden, sondern auch finanzielle Belastungen, die nur wenige Familien tragen können. Der moderne Staat übernimmt zu oft Aufgaben, die er besser der Privatinitiative überlassen würde. Hier haben wir ein echtes staatliches Anliegen und eine Verpflichtung. Er muß sorgen für entsprechende Heime, Pflege und ärztliche Betreuung. Die Forschung muß unterstützt werden. Bei der sogenannten ethischen Indikation, wenn die vergewaltigte Frau sich weigert, Mutter zu sein und zu bleiben für ein unerwünschtes Kind, hat der Staat die Sorge für dieses Kind zu übernehmen. Tötung ist keine Lösung. In einer Leserschrift wird auch auf unsere Verantwortung aufmerksam gemacht. «Zwar erleben wir immer wieder das furchtbare Leid von Eltern, die solche Kinder haben, aber im allgemeinen wird solchen Eltern zu wenig beigegeben. Die Öffentlichkeit nimmt Kindern gegenüber, die ‚anders‘ sind, eine unmenschliche Haltung ein. Wir sind also alle daran schuld, daß es überhaupt zu diesem Fall in Lüttich kommen konnte». Der Prozeß in Lüttich sollte für alle ein Anlaß sein, ihr Gewissen zu erforschen. A. G.

Vertrauliches Dokument für Konzilsväter

Wenn wir von einem vertraulichen Dokument reden, so meinen wir nicht ein Dokument, das vom Sekretär des Konzils an die Bischöfe verteilt worden wäre, sondern ein Dokument, das von rein privater Seite ausgegangen ist. Als Verfasser dieses Dokumentes zeichnet Monsignore Francesco Spadafora, Professor an der Lateran-Universität in Rom. Im Vorwort betont Mgr. Spadafora den streng vertraulichen Charakter seiner Schrift: «Das ist der Grund für diese Veröffentlichung, die nur für die hochwürdigsten Väter des ökumenischen Konzils bestimmt und ihnen im strengen Sinn des Wortes vorbehalten ist».

Nach diesem feierlichen Hinweis auf den vertraulichen Charakter der Schrift ist man nicht wenig überrascht, wenn man auf

Seite 13 liest: «Vergleiche hiermit, was in dieser Zeitschrift, in der Nummer vom 9. Mai 1960, geschrieben wurde». Gemäß diesem Satz haben wir es in dem Dokument von Mgr. Spadafora gar nicht mit einer speziellen Veröffentlichung für die Konzilsväter zu tun, sondern mit einer Veröffentlichung in irgendeiner Zeitschrift. Auf Seite 19 vernehmen wir schließlich, um was für eine Zeitschrift es sich handelt: «Palestra del Clero». Seite 30 werden sogar Datum und Seiten des «Palestra del Clero» genannt, nämlich der 15. September 1961 und die Seiten 969-981. Zu diesem Zeitpunkt, also ein gutes Jahr vor Konzilsbeginn, ist der Kommentar zu einem Monitum des Heiligen Offiziums erschienen, der jetzt als ausschließlich für die Konzilsväter reservierte Studie präsentiert wird.

Das streng vertrauliche Dokument ist also nichts anderes als eine Sammlung von drei Artikeln, von denen zwei bereits im «Palestra del Clero» erschienen sind. Die Artikel sind so wenig aufeinander abgestimmt, daß das halbseitige Zitat auf Seite 11 aus «Bibel und Leben» Seite 31 nochmals, diesmal in Kleindruck und mit etwas anderen Auslassungen, abgedruckt wird. Zudem würde man bei einer speziell für die Konzilsväter bestimmten Schrift erwarten, daß die Fahnenabzüge mit besonderer Sorgfalt korrigiert wurden. Aber selbst wenn man nicht eigens auf Druckfehler achtet, wird doch kein Exeget die folgenden Fehler übersehen:

1. falsche Schreibung von Eigennamen: W. Künnet (S. 26) statt W. Küneth; Marxen (5mal S. 29) statt Marxsen; H. Schlier (S. 31) statt H. Schlier; Barun (S. 32) statt Braun.
2. falsche Zitierung: im Titel des Artikels von X. Léon-Dufour steht Formgeschichte (S. 29) statt Formgeschichte; in der Übersetzung aus «Der Evangelist Markus» von W. Marxsen steht wiederum Formgeschichte (S. 29) statt Formgeschichte, und dies gleich zweimal; in der Zitierung eines Artikels von Bultmann: Zur Problem der Entmythologisierung (S. 28) statt Zum Problem; DBs. (S. 32) statt DBS.
3. falsche Schreibung fremdsprachlicher Worte: pour la pluspart (S. 34) statt plupart; Redaktionsgechichte (S. 29) statt Redaktionsgeschichte.

Was ist das Ziel dieses Separatabzuges zuhanden der Konzilsväter? Nach seinem Vorwort ist Mgr. Spadafora darüber beruhigt, daß der Rationalismus in die katholische Bibelwissenschaft Eingang gefunden hat. Zentrum dieses rationalistischen Vorstosses ist nach dem Professor der Lateran-Universität das «Istituto ufficiale a ciò destinato», was einfach eine Umschreibung für das päpstliche Bibelinstitut in Rom ist, das den Jesuiten anvertraut ist.

Mit dieser Auskunft sind wir vollkommen im Bild. Der Angriff auf das päpstliche Bibelinstitut, den Mgr. A. Romeo in der Zeitschrift der Lateran-Universität «Divinitas» (1960) geführt hat, wurde von den katholischen Exegeten von Weltrang derart energisch abgewiesen, daß dieser gewisse Kreis von Prälaten es nun auf anderem Weg versucht: jetzt sollen die Konzilsväter mobilisiert werden. Von ihnen möchten sie erreichen, daß die formgeschichtliche Methode verurteilt und neue Normen für die Ausbildung der zukünftigen Exegese-Professoren aufgestellt werden.

Das Problem

Soll nun das sachliche Problem, das dieser Polemik zugrunde liegt, kurz erklärt werden, so wählt man als Illustrationsmittel am besten die neutestamentlichen Berichte von der Einsetzung der Eucharistie. Die Einsetzungsworte werden von den Synoptikern (Matthäus, Markus, Lukas) und von Paulus im 1. Korintherbrief 11, 23-25 überliefert. Vergleicht man diese vier Texte miteinander, so stellt man fest, daß sie einen verschiedenen Wortlaut aufweisen. Damit sind wir vor die Frage gestellt: Wie erklärt sich diese Verschiedenheit? Da die Einsetzung der Eucharistie eine einmalige Tat des Herrn war, kann der verschiedene Wortlaut der Einsetzungsworte nicht damit erklärt werden, daß Jesus bei verschiedenen Gelegenheiten verschiedene Formulierungen gebraucht habe. Die Verschiedenheit der Formulierung in den vier Abendmahlsberichten kann also nicht auf Jesus zurückgehen. Woher kommt sie also? Ist es möglich, durch den Vergleich der vier Formulierungen in

ihrem näheren und weiteren Kontext jenen Wortlaut zu rekonstruieren, den Jesus beim Abendmahl gebraucht hat?

Vor diese Fragen sieht sich jeder gestellt, der die vier Abendmahlsberichte miteinander vergleicht. Diese selben Fragen sind nun ein Beispiel dafür, was man unter formgeschichtlicher Methode versteht. Wie schon der Name sagt, ist diese Methode ein Versuch, die Geschichte oder die Entwicklung der kleinen Texteinheiten, wie es z. B. die Einsetzungsworte sind, zu erforschen.

Diese Methode soll nun nach Mgr. Spadafora das Einfallstor für den Rationalismus sein. Zum Beweis dieser Behauptung führt Mgr. Spadafora in der Hauptsache zwei Argumente an: einmal den Ursprung der formgeschichtlichen Methode; dann einige Ergebnisse dieser Methode.

Daß die formgeschichtliche Methode in ihrer ursprünglichen Gestalt, so wie sie von M. Dibelius im Jahre 1919 und von R. Bultmann im Jahre 1921 vorgelegt wurde, wissenschaftlich anfechtbar und mit dem katholischen Glauben unvereinbar ist, wird von allen katholischen Exegeten hervorgehoben. Als klassische Form der katholischen Kritik an der Formgeschichte gilt der Artikel von P. Benoit O. P. in der «Revue Biblique» 1946. Mit Recht weist Mgr. Spadafora auf die Bedeutung dieses Artikels hin und zitiert er einige Sätze daraus (S. 25 und 28).

Die Frage ist aber, ob die Formgeschichte neben dem Anfechtbaren und Unhaltbaren nicht doch Einsichten enthalte, die zu einem besseren Verständnis der Bibel führen können. Unseres Wissens gibt es keinen katholischen Exegeten von internationalem Rang, der der formgeschichtlichen Methode jeden Wahrheitsgehalt absprechen würde. Das tut auch Benoit nicht. Er handhabt die formgeschichtliche Methode geradezu meisterhaft. Um im Rahmen des von uns angeführten Beispiels der Abendmahlsverse zu bleiben, sei nur auf den Artikel von Benoit: «Les récits de l'Institution et leur protée» in der Sondernummer über «Die Eucharistie im Neuen Testament» der Zeitschrift «Lumière et Vie» vom Februar 1957 verwiesen. In diesem Artikel geht Benoit von den vier Abendmahlsberichten aus und kommt zum Ergebnis, daß die Einsetzungsworte bei Markus und Paulus ihre Form in der Liturgie der urchristlichen Gemeinden bekommen haben: «Entscheidend ist übrigens die Erkenntnis, daß der eine und der andere Bericht liturgische Tradition darstellen: die Berichte, die sie (Markus und Paulus) uns bieten, sind ohne Zweifel die Worte, die man in den Gemeinden von Jerusalem oder Antiochien aussprach, wenn man das Abendmahl des Herrn feierte».

Anhand dieses Zitates aus einem Artikel von Benoit läßt sich die Methode aufzeigen, deren Mgr. Spadafora sich bedient, um sein Ziel zu erreichen. Wenn Mgr. Spadafora von Benoit nur die Kritik an der Formgeschichte erwähnt und mit keinem

Wort darauf hinweist, daß Benoit die von philosophischen Vorurteilen gereinigte Formgeschichte bejaht und selbst gebraucht, so ist das ein wissenschaftlich unsauberes Verfahren. Wird doch auf diese Weise bei einem Leser, der nicht als Exeget von Fach die Sachlage kennt, der Eindruck geweckt, daß die älteren und besonneneren katholischen Exegeten in der undifferenzierten Verurteilung der Formgeschichte mit Mgr. Spadafora einig gehen. Die Unterscheidung zwischen älteren und jüngeren Exegeten stammt nicht von uns, sondern von Mgr. Spadafora. Mit Nachdruck wird darauf hingewiesen, daß die Formgeschichte von den Jungen (dai giovani) verbreitet werde (S. 30), wobei das Alter mit einem kurialen Maßstab gemessen wird. Zählt doch für Mgr. Spadafora der fünfzigjährige und zum Konsultor der Bibelkommission ernannte Exeget X. Léon-Dufour zu den Jungen.

Eine nicht weniger irreführende Methode ist es, Sätze von Kardinal Bea in einem Zusammenhang zu zitieren, in dem es ausschließlich um die Verurteilung der 2. Auflage des 1. Bandes der «Introduction à la Bible» geht. Wer nicht als Exeget diese Affäre um die «Introduction à la Bible» verfolgt hat und ihre Hintergründe kennt, muß aus der Darstellung von Mgr. Spadafora notwendig schließen, daß Kardinal Bea dieses Werk genau so verurteilt wie Mgr. Spadafora, während in Wirklichkeit Kardinal Bea die 2. Auflage dieses Werkes ausdrücklich gebilligt hat.

Das zweite Argument, mit dem Mgr. Spadafora seine Ansicht, mit der Formgeschichte komme der Rationalismus in die Exegese, begründet, sind einige Bibeldeutungen, denen die formgeschichtliche Methode zugrunde liegt. So hätte nach Mgr. Spadafora P. Zerwick, Professor am päpstlichen Bibelinstitut, die Historizität des Wortes Jesu an Petrus «Du bist der Fels ...» geleugnet. In seiner Antwort-Schrift erhebt das Bibelinstitut feierlichen Protest gegen diese Behauptung. P. Zerwick ging es einzig und allein um jene Frage, vor die sich jeder Exeget angesichts des synoptischen Befundes gestellt sieht, der Frage nämlich, ob Jesus die Primatsverheißung bei Cäsarea Philippi oder an einem andern Ort und bei einer anderen Gelegenheit gegeben habe.

Ohne auf die weiteren von Mgr. Spadafora angeführten Bibeldeutungen einzugehen, können wir das Urteil über diese Beispiele so formulieren: Es gibt einen guten und einen schlechten Gebrauch der formgeschichtlichen Methode, ganz ähnlich wie von der Atomkraft ein guter oder schlechter Gebrauch gemacht werden kann. Bedauerlichen Anwendungen wird nicht dadurch vorgebeugt, daß die von philosophischen Voraussetzungen befreite formgeschichtliche Methode verurteilt wird, sondern dadurch, daß die zukünftigen Exegese-Professoren in möglichst umfassender Weise in die rechte Handhabung dieser delikaten Methode eingeführt werden. *M. B.*

Brief aus Rom

Heute fällt es mir schwer, einen Brief zu schreiben. Bis nämlich das, was ich jetzt sagen kann, bei Ihnen gedruckt erscheint, hat es vielleicht seine Lösung gefunden. Welche das aber sein wird, kann im Augenblick noch niemand sagen – also auch ich nicht. Es gibt zwar eine innere Logik der Dinge, die sich auch gegen den Willen des Menschen durchsetzt und der sie selbst dann dienen, wenn sie sich ihr widersetzen. Aber kenne ich diese Logik? Oder kenne ich die «Dinge», um die es sich hier handelt, genug für eine solche Vorhersage? Sie sagen: Verlaß dich auf den Heiligen Geist. Nun, das ist doppeldeutig: auf den Heiligen Geist in mir oder auf den Heiligen Geist im Konzil? Sie antworten, ich sollte nicht läppisch sein: natürlich auf den Heiligen Geist im Konzil! Gewiß, natürlich! Aber – wie ich – so hat das Konzil doch auch seine Menschlichkeit. «Auch die Bischöfe sind oft keine Heiligen» hat kürzlich der Papst vor Pilgern in bezug auf das Konzil gesagt. Diese Menschlichkeit besteht in intellektuellen und moralischen Unzulänglichkeiten. Selbst ein Heiliger kann sachlich danebengreifen! Selbst ein Konzil aus Heiligen bietet keine Garantie, daß es nun

immer die wirklich fälligen Probleme aufgreift und selbst in dogmatischen Formulierungen, die richtig sind, auch glücklich formuliert. Ich sage «keine Garantie». Oh, das wissen Sie natürlich par cœur. Wo es um wunderbare Zeichen geht, muß man sehr hart und streng sein. Der Geist Gottes, sagen wir, garantiert, daß seine Kirche in ihrer Gesamtheit nicht etwas als sicher geoffenbart glaubt, was tatsächlich nicht geoffenbart ist. Glaube ist hier nicht «meinen» und nicht einmal «überzeugt sein», sondern eben der eigentlich theologische Glaube, der die Unterwerfung des Geistes an den redenden Gott bedeutet. Darin liegt mehr als der reine Verstandesakt, es enthält die Hingabe der Person (zum wenigsten keimhaft), der Person des Menschen an die Person Gottes, wobei ich wohl weiß, daß da schon wieder «Person» in beiden Fällen etwas anderes sagt . . .

Warum ich mir eine solche Abschweifung erlaube? Ich soll doch vom Konzil schreiben und keine theologische Plauderei veranstalten. Nun, Sie werden es gleich sehen. Wir sind nämlich schon mitten drin, in den höchst aufregenden, ja atemraubenden Auseinandersetzungen der Konzilsväter.

Verändertes Kräfteverhältnis

Die Szene hat gewechselt gegenüber der des Liturgieschemas. Dort stand tatsächlich eine winzige Gruppe gegen die überwältigende Mehrheit. Die kleine Schar wehrte sich sehr energisch, aber sie spürte wohl, daß sie auf verlorenem Posten stand. «Ich pipse (pipio) hier wie ein einsamer Spatz auf dem Dach», soll ein Bischof gesagt haben in Anlehnung an ein Psalmwort. Er hatte tatsächlich recht, obwohl man das damals noch nicht überschauen konnte. Erst die Abstimmung vom 14. November, die Kardinal Tisserant auf eigene Verantwortung durchsetzte, über die Grundlinien des Liturgieschemas – Sie haben das inzwischen in allen Zeitungen gelesen unter der Überschrift: «Der große Tag», oder «der historische Tag» – schuf hier Klarheit: nur 46 waren dagegen.

Ganz anders jetzt. Wenn man sich bloß an die Wortmeldungen hält, könnte man zwar meinen, die Lage sei diesmal ähnlich. Die «großen» Männer, die Kardinäle (mit den besten Theologen im Hintergrund, beziehungsweise über sich auf der Tribüne), waren zweifellos mehrheitlich auf der Seite derer, die das Schema verwerfen wollen. Wiederum scheint es, daß nur eine kuriale Gruppe ihnen erbitterten Widerstand entgegensetzt. Wiederum eröffnet einer sein Votum: «Ich stehe hier zwar wie Daniel in der Löwengrube, aber . . .» Hat sich also bloß dies geändert, daß beim Liturgieschema die Mehrzahl für die Grundideen der Vorlage, hier aber beim Schema «Über die Quellen der Offenbarung» (Tisserant soll beharrlich in der Einzahl sagen: «Über die Quelle der Offenbarung») die Mehrzahl sich gegen die Grundkonzeption wendet?

Bis Sie dieses Papier in Händen halten, sicher aber bis es gedruckt erscheint, werden die Zahlen Ihnen wohl zeigen, daß dem nicht so ist*. Ich hier kann das dem entnehmen, was die Bischöfe außerhalb des Konzils diskutieren. Ich habe den Eindruck, daß sich die beiden Seiten ziemlich die Waage halten. Für Absetzung des Schemas (nicht, oder bisher nur vereinzelt, des Themas) sind ziemlich geschlossen die Deutschen, Holländer, Belgier, Österreicher . . ., erstaunlicherweise auch die große Mehrheit der Afrikaner und die Chilenen. Geteilt erscheinen die USA (nicht, wie die Zeitungen und manche Presseagenturen irrtümlich schreiben, «geschlossen» für Beibehaltung), die Engländer, die Franzosen. Für die Beibehaltung des vorliegenden Schemas setzen sich die Italiener und Spanier in überwiegender Mehrheit ein. Schwankend sind vor allem die Süd- und Mittelamerikaner (Chile ausgenommen). Hier kann man es erleben, daß sie einen anhalten und fragen: «Wollen Sie mir nicht erklären, welche Gründe die Deutschen haben, sich so energisch der Vorlage zu widersetzen?» Ebenso scheinen die Asiaten vorwiegend Befürworter des Schemas oder Schwankende zu sein. Das ist eine ganz grobe Skizze. Sie erhebt weder Anspruch auf allseitige Vollständigkeit noch ist sie einer wissenschaftlichen Umfrage nach Art des Allenspacher oder eines ähnlichen Institutes entsprungen. Sie gibt einen Eindruck wieder, der sich darin wohl nicht täuscht, daß diesmal das Kräfteverhältnis ein ganz anderes ist.

Disziplinäre und dogmatische Vorlage

Aber graben wir etwas tiefer und fragen wir nach den Gründen der Spaltung. Ich will vorausschicken, daß es diesmal um eine weit ernstere Sache geht als beim Liturgieschema. Dort stand das Disziplinäre im Vordergrund. Gewiß hatte auch das einen theologischen Hintergrund, wie ich letztes Mal schon sagte. Er war zweifellos auch vielen bewußt. Vielen aber auch nicht. Ich habe Vorträge und Interviews von Bischöfen gehört, die zum Beispiel für die Missionsländer verständlichere Riten, die Muttersprache, größere Beteiligung des Volkes, Freiheit der Bischofskonferenzen zu eigenen Entscheidungen

* Für die Absetzung des Schemas in seiner gegenwärtigen Form von der Tagesordnung stimmten 1368 Konzilsväter; dagegen 822, 19 Stimmen waren ungültig.

usw. verlangten, einzig aus pastoralen Gründen, ohne auch nur im Entferntesten an eine besondere «Sicht der Kirche» zu denken.

Etwa so: «Seit 1936 bin ich Missionar, aber bis 1952 habe ich mich für Liturgie nicht interessiert. Ja, ich muß sagen, ich hielt sie für eine Art Überbau aus vergangenen Zeiten . . . aber dann sah ich ein, aus meiner pastoralen Praxis, daß der Primitive sein ganzes religiöses Leben im Gesang und im Gebet seiner Muttersprache, in kollektiven Handlungen, in einer unmittelbar verständlichen Symbolsprache zum Ausdruck bringt. Daraus ergeben sich apostolische Schlüsse. Was geschieht mit einem Heiden, der Christ wird? Er verliert sein ganzes religiös-kulturell-soziales Erbe, das für ihn die Grundlage seines ganzen Lebens, all seiner Überzeugungen und all seines Handelns war; denn wir geben ihm zwar den Glauben – gewiß –, aber den ganzen kulturellen und liturgischen Reichtum des Heidentums ersetzen wir ihm nicht und so verarmt der Konvertit schnell. Wir können es kaum recht begreifen, was einer Gemeinschaft von Analphabeten Gesang, Gemeinschaftsgebet, Prozessionen, äußere Festlichkeiten, Symbolismen bedeuten. Der gebildete Mensch kann auf so viele Äußerlichkeiten auch weniger Wert legen, die primitive Gemeinschaft nicht. Für sie ist das eine unerläßliche Notwendigkeit: ein schwindsüchtiges liturgisches Leben bedeutet den Tod für den religiösen Geist, zumal bei den Primitiven.»

Es ist klar, daß dieser Bischof für die liturgische Vorlage war. Aus seiner hier geäußerten, sehr interessanten Erfahrung folgt aber nicht, daß er gegen das Schema der Glaubensquellen sein wird. Es gab sogar, so ließ ich mir sagen, ausgesprochen «kuriale» Würdenträger, die den liturgischen Reformen keinerlei Widerstand entgegensetzten, obwohl sie nicht viel dafür übrig hatten. Sie sagten sich: «Schließlich sind das alles Dinge, die der Papst auch auf rein administrativem Weg ohne Konzil realisieren kann; sie betreffen nicht den Glauben und die Sitten, die das Rückgrat der Kirche sind. Solche Formen kommen und gehen. Seien wir großzügig und zeigen wir uns entgegenkommend».

Jetzt aber ist das anders: es geht direkt um Dinge des Glaubens. Das Ergebnis der Debatten wird eine dogmatische Konstitution sein, und damit unveränderlich. Man wird später Zusätze machen können und Ergänzungen, man wird das hier Formulierte vielleicht später besser ausdrücken. Aber immer wird man darauf achten müssen, daß dem hier Gesagten in der Substanz nie widersprochen wird! Gleich zu Anfang wurde dies denn auch feierlich hervorgehoben. Das Wort Häretiker wurde nicht ausgesprochen, es lag aber in der Luft. Sie verstehen: die Verantwortung lastet hier schwerer auf den Schultern! Jetzt darf man nicht eilen. Bei der Liturgie noch konnte Kardinal Suenens aus Belgien spotten: «Wenn wir so weiter tändeln, wird dieses Konzil in die Geschichte nicht als zweites Vatikanisches, sondern als zweites Konzil von Trient eingehen» (es dauerte, wenn auch mit längeren Unterbrechungen, zwanzig Jahre), und um die Väter endlich zu Abstimmungen zu bringen, fügte er bei: «Hier reden viele Konzilsväter, das Konzil aber schweigt». Jetzt käme eine solche Bemerkung niemandem in den Sinn, alle fürchten voreilige Entschlüsse. Die Sprache wird auf beiden Seiten ernster und eindringlicher. Man lacht nicht mehr, man klatscht nicht mehr. Es schweigen die «Volkstribunen», wie manche rhetorisch glänzende Sprecher bei der Debatte des ersten Schemas scherzend genannt wurden. Es sprechen viel häufiger die Purpurträger: hart und sachlich auf beiden Seiten.

Worum geht es?

Und weil es eben um das heilige Gut der Lehre geht, treten jetzt auch die früheren Konzilien stärker ins Licht. Man darf ihren Endformulierungen nicht widersprechen. Beide Seiten berufen sich auf das Konzil von Trient, das sie eben fortführen und ergänzen wollen, allerdings in gewissermaßen entgegengesetztem Sinn. Das Trienter Konzil hat die Frage offengelassen, ob nun Schrift und Tradition wie zwei gleiche Teile nebeneinander stehen, ob in der Tradition Wahrheiten enthalten sind, die nicht in der Heiligen Schrift stehen. Es hat nicht

von zwei Quellen, sondern von zwei «Bächen» gesprochen, durch die uns die Offenbarung Gottes zuströmt. Man darf diesen Ausdruck von den zwei Bächen gewiß nicht pressen. Er scheint aber anzudeuten, es handle sich hier um zwei getrennte und nur dadurch miteinander verbundene Erkenntnisvermittler des Offenbarungsgutes, daß sie (um im Bild zu bleiben) beide im gleichen Garten, der Kirche, fließen. Der Fortschritt und die Weiterentwicklung beständen nun darin, daß das, was im Tridentinum noch offen blieb, jetzt geschlossen wird. Man kann sich dafür auf die landläufigen Katechismen und vielerlei Lehrbücher der nachtridentinischen Zeit berufen, durch welche die Tatsache, daß das Tridentinum hier eigentlich etwas offen lassen wollte, ganz in Vergessenheit geriet. Die Auseinandersetzung mit den Protestanten tat das ihrige dazu. Sie stützten sich allein auf die Schrift. Auch sie haben das in der nachreformatorischen Zeit stärker betont als die Reformatoren, aus dem Bestreben heraus, sich ganz deutlich und scharf von den Katholiken abzusetzen.

Freilich, in der neuesten Zeit haben in den Ländern, in denen man, durch die Ökumenische Bewegung getrieben, jetzt umgekehrt nach den gemeinsamen Grundlagen sucht, diese Dinge eine andere Entwicklung genommen. Auf katholischer Seite betonte man mehr und mehr, daß wenn auch Schrift und Tradition «gleichrangig» seien (*pari reverentia veneranda*), wie das Konzil von Trient sage, sie deshalb doch nicht gleichzeitig sein müßten. Schrift und Tradition seien uns nicht gegeben, damit wir die einen Wahrheiten hier, die andern dort erfahren sollten, sondern sie seien ineinander verflochten, so daß das eine das andere stütze und ergänze. Sie müßten also als ein Ganzes gesehen werden und könnten überhaupt nur so verstanden werden. Die Schrift sei aus dem Leben der Kirche als dessen Niederschlag geboren und die lebendige Kirche sei nötig, um die Schrift richtig zu lesen und zu interpretieren. So werde auch die Offenbarung Gottes viel besser begriffen, die ja nicht eine Sammlung von Wahrheiten darstelle, sondern Lehre und Taten enthalte.

Diese Gruppe will also nicht von Quellen reden, wodurch Tradition und Schrift noch stärker als zwei ganz getrennte Dinge erscheinen könnten, sondern von der einen Offenbarung Gottes. Sie leugnet nicht die Tradition, möchte sie aber zusammensehen mit der Schrift. Der theologische Fortschritt müsse eben darin bestehen, daß, was man im Tridentinum vor 400 Jahren der Kampfsituation entsprechend zurückgestellt habe, jetzt nachgeholt werde, damit die Kampfsituation nicht zu einer irreführenden und geradezu falschen Auffassung von Schrift und Tradition in einer Situation führe, die eben nicht mehr die des Trienter Konzils sei.

Dazu kommt, daß nicht wenige Protestanten auch ihrerseits die Schrift im Christusglauben begreifen. Sie ergänzen das «die Schrift allein» durch die «alleinige Gnade» und den «alleinigen Christus», wie das schon die Reformatoren getan haben. Man könnte sich also doch vielleicht in einem Gespräch finden, wenn beide Seiten die polemische Ausbuchung der Kampfzeit zugunsten einer lebensvolleren und weniger rein verständlichen Auffassung ausgleichen wollten.

Die Bedeutung der Beobachter

Das Erregende besteht nicht zuletzt darin, daß über den Konzilsvätern die Beobachter sitzen. Sie können in die Diskussion nicht direkt eingreifen. Aber sie sind da! Das allein ist bereits ein «Wort» und ein «Votum». Nie habe ich so deutlich begriffen wie hier, daß die Gegenwart eines andern allein aus sich selbst eine Situation entscheidend mitbestimmt. Sie sind da und jeder weiß, sie hören gespannt zu. Erwartung und Befürchtung streiten in ihrer Brust. Sie ersehnen einen Schritt zu einem möglichen Gespräch, sie befürchten, eine Tür falle zu. Hinter ihnen stehen Millionen und steht Christi Wort von der Einheit, sein Vermächtnis vor seinem Tod. Mich ergreift das weit

mehr als Messen in verschiedenen Riten, so sehr sie die Einheit in der Vielfalt zeigen, wie Papst Johannes sagte. Ein Beobachter meinte auch: «Man kann es mit Händen greifen, daß das ökumenische Anliegen heute alle Katholiken erfasst hat. Es hat keiner gesprochen in dieser Diskussion, der nicht auf die getrennten Brüder Bezug genommen hätte». Freilich, wie verschieden war dieser Bezug!

Die Verteidiger der Vorlage sagten: Die zwei Quellen sind ein Teil unseres Glaubens. Man darf diese Wahrheit nicht aus ökumenischer Liebe verwischen. Das wäre keine echte Liebe und die evangelische Welt erwartet auch von uns, daß wir klar und eindeutig sagen, worin unser Glaube besteht. Aus ihrem Wesen heraus ist die Wahrheit Liebe. Die Bekämpfer der Vorlage aber sagen: Wir haben uns durch die Kampfstellung gegen die Protestanten in eine Gefahr begeben, die, wenn sie zur erstarrten Haltung wird, Irrtum bedeutet. Sie verstehen, ich zitiere nicht, ich beschreibe nur eine Haltung.

Man könnte meinen, die beiden Haltungen stehen einander diametral entgegen. Für sich allein betrachtet tun sie das auch. Es ist trotzdem nicht ohne Trost, daß in der Perspektive der Ökumene beide in einer Richtung gesehen werden können als zwei Stufen oder zwei hintereinanderliegende Wegstrecken.

Sie fragen, wie ich auf diese Vergleiche komme? Nun, ich glaube, das liegt auf der Hand. Die Länder, welche tatsächlich keine Protestanten aufweisen oder diese eine kleine, fast unsichtbare Minderheit bilden, stehen auf der ersten Stufe. Das Problem der Einheit ist in sie eingedrungen. Sie wissen, daß sie sich damit auseinandersetzen müssen. Sie sind auch bereit dazu. Aber es fehlt ihnen sozusagen jede lebendige Erfahrung. Darum ist ihre Rede rein abstrakt und bloße Kopfarbeit. Natürlich ist Wahrheit an sich, aus ihrer Natur heraus, Liebe. Das ist abstrakt ein völlig richtiger Satz. Aber die Frage, ob denn im lebendigen Gespräch mit den andern nicht eine andere Seite der Wahrheit sichtbar werden könnte, ist ihnen gar nicht bewußt geworden. Verständlich, denn die entbehren ja noch jeder Gesprächserfahrung. Die Ansichten der Vorlagegegner erscheinen ihnen «halbprotestantisch»; eine «Verwischung der Wahrheit aus falschverstandener Liebe», sagen sie entschuldigend. Daß Kardinäle in Purpur, gottgesetzte Hirten des Christenvolkes, solche Meinungen vertreten können, erfüllt sie mit Schrecken. Sie bangen um die Rechtgläubigkeit der Kirche.

Die andern stehen auf der zweiten Stufe. Sie sind fast unbemerkt dahingelangt. Die Haltung der ersten kennen sie fast nur aus Büchern; sie sind geneigt, darüber zu urteilen, als wären jene Früheren eben doch recht mindere, enge und vom wahren Geist des Christentums weit entfernte Menschen gewesen. Jetzt sehen sie diese vor sich, reden mit ihnen, erfahren sie. Das kann ihnen nicht schaden; es wird sie demütig machen, weniger ungerecht im Urteil und vorsichtig sogar in der Beurteilung der eigenen Position.

Ich weiß, man fragt schon da und dort, ob es eigentlich sinnvoll ist, daß die Hirten ihre Herden für so lange Zeit verlassen. Früher, in Trient, hat man ihnen Residenzpflicht auferlegt, um einem eingefressenen Übel abzu- helfen, und jetzt zieht man sie weg, jetzt, wo es überall «brennt». Ist das nicht unverantwortlich? Und wenn dann vielleicht nicht einmal viel Greifbares herauskommt, das Ergebnis beschämend mager sein wird, kann sich dann das Konzil nicht in eine schreckliche Anklage verwandeln? Ich glaube es nicht. Die Tatsache dieser Begegnung wiegt die Nachteile, die ich nicht leugnen will (auch abgesehen vom Ergebnis, das man in den Aktenschrank und in die Schulbücher einreihen kann), auf. Mehr als ein Bischof hat mir das schon versichert. Denken Sie nur: ich sagte, ganz Lateinamerika sei schwankend in der jetzigen Frage. Warum gerade diese? Es ist der Kontinent, der im Augenblick geistig die größte Umwandlung erlebt. Es ist auch der Kontinent, der prozentual die höchste Katholikenzahl aufweist. Alles ist dort im Schwanken. Die Mehrzahl der dortigen Bischöfe ist sich bewußt, daß sie auf fast allen Lebensgebieten umlernen müssen. Sie haben den Boden unter ihren Füßen schwanken gefühlt, sie haben ein unheimliches Grollen vernommen. Sie haben Grandezza genug, die Tatsachen anzuerkennen. Sie sind bereit, neue Wege zu gehen. Es fehlt ihnen aber jede Erfahrung. Kann diese Begegnung auf dem Konzil nicht unschätz-

baren Wert für sie bekommen? Niemand empfindet das Fernsein von der Heimat so schmerzlich wie sie, aber auch niemand wird daraus soviel Gewinn ziehen. Wir denken heute nur allzusehr in materiellen Kategorien (Geldspenden, technische Hilfe, Fachleute usw.). Wichtiger sind geistige Ausrichtung und Ziele.

Der zweite Streitpunkt

Ich habe das Thema verlassen. Kehren wir zur Debatte über Schrift und Tradition zurück. Es muß noch auf einen wesentlichen Punkt hingewiesen werden, der das Konzil beschäftigt neben dem Gesagten. Es ist der Einbruch der modernen Geschichtsforschung in die Bibelkritik. Die Vorlage ist hier sehr negativ, auf Verurteilungen abgestellt, die sich kaum zum Pius' XII. Bibelenzyklika vereinbaren lassen wollen. Die Arbeiten zum Beispiel des hiesigen Bibelinstitutes und der Exegeten, die diese Wissenschaften in mühsamem Bemühen, ohne alle Schädigung des Glaubens, ja zu seiner Vertiefung, durchgeführt haben, werden kaum gewürdigt, dagegen werden die Gefahren, die in der Annahme dieser modernen Methoden liegen, sehr in den Vordergrund gerückt. Scharfe Worte sollen fallen gegen jene, welche die Geschichtlichkeit der zumal im Neuen Testament erzählten Begebenheiten in Frage stellen. Etwa Jesu Kindheitsgeschichte, die Primatsverheißung an Petrus, Tod und Auferstehung Jesu. Italienische Wochenblätter, wie zum Beispiel «Vita», bringen lange Berichte über die drohende Abweichung des Glaubens. Nun kann ja gewiß nicht geleugnet werden, daß für den christlichen Glauben ein solides geschichtliches Fundament unerläßlich ist. Wenn man das Christentum in ethische Lehren auflösen wollte, wäre es dahin. Gott hat mit der Welt und in der Welt gehandelt. Das ist eine Lebensfrage. Andererseits wäre es töricht und ebenfalls praktischer Selbstmord, wenn man einer soliden Wissenschaft verbieten wollte, auch die Heilige Schrift nach ihren Methoden zu erforschen.

Man hört jetzt oft: «Schaffen wir keinen zweiten Fall Galilei». Man hat mir ein Gutachten Kardinal Bellarmins, des bedeutendsten Theologen aus der Zeit Galileis gezeigt, in dem der Kardinal dem Gelehrten schreibt: Wenn er bloß sage, aus den Prinzipien der uns bekannten Wissenschaft scheine zu folgen, daß sich die Erde um die Sonne dreht, dann sei das nicht zu beanstanden; wenn er aber sage, dem sei tatsächlich so, dann müsse die Kirche einschreiten, denn daß sich die Sonne um die Erde dreht, wisse man zwar nicht «aus der Natur der Sache», wohl aber «aus dem Wort des Urhebers der Sache», des Schöpfers von Sonne und Erde. Das glaubte Bellarmin aus der Heiligen Schrift herauslesen zu müssen. Der Kardinal fügt bei: Wenn sich aber tatsächlich herausstellen sollte, daß die Erde sich doch um die Sonne dreht, erst dann müsse freilich die Kirche sagen, daß sie das Wort Gottes offenbar «falsch verstanden» habe.

Vor dem gleichen grundsätzlichen Problem stehen wir heute. Die Methoden der Geschichtswissenschaft haben sich ungeheuer verfeinert und daraus ergibt sich, daß die Evangelien viel «menschlicher» sind, als wir geglaubt hatten. Die rein menschlichen Faktoren spielen eine weit größere Rolle als die Dogmatiker noch vor wenigen Jahren zugeben wollten. Unbedacht und mit mangelnder Umsicht angewandt, kann eine solche Erkenntnis tatsächlich den Glauben erschüttern. Klug und ohne voreilige Projektionen durchgearbeitet, wird sie den Glauben sogar vertiefen. Wir werden zum Beispiel einen besseren Einblick in das Geheimnis der Menschwerdung erlangen mit allen Folgen, die sich daraus ergeben. Die katholische Welt erwartet hier ohne Zweifel ein Wort der Kirche. Mounier schrieb vor Jahren, wir hätten den Schlüssel zum Denken und zu den Fragen der heutigen Menschen verloren. Wir reden in einer Sprache, die sie nicht verstehen. Das Konzil muß die Schlüssel wieder finden!

Aber wieder teilen sich die Konzilsväter in zwei Richtungen: die einen wollen die positiven Werte, die sich aus solcher Bemühung für den Glauben ergeben könnten, in den Vordergrund stellen, die andern hingegen fürchten sich vor einer Glaubenszersetzung und legen darum den Hauptton auf die

Warnung vor den Gefahren. Je nach der einen oder anderen Einstellung ergibt sich ein ganz anderes Bild. Das eine trägt die Züge einer Frohbotschaft, das andere erschreckt durch eine Vision des Gerichtes. Und wieder liegt beiden Haltungen eine soziologische Gegebenheit zugrunde. Die eine stammt aus Ländern, in denen ein Großteil der Menschen dem Christentum fernsteht. Die Kirche dieser Länder will missionarisch sein, sie will eindringen in die Massen, die sie verloren hat. Sie weiß, daß sie dies nur kann mit einer beglückenden Botschaft. Die andere lebt in Gegenden, deren Kirche zwar den Abfall vom Glauben (zumal unter den Gebildeten) deutlich verspürt, aber ihn dadurch noch hemmen zu können glaubt, daß sie die Getreuen (zumal das große Volk) gewissermaßen vom Geleise wegrißt, auf dem der Zug heranbraust.

Beide Teile berufen sich auf die Worte des Papstes! Die einen auf seinen kundgemachten Willen, keine Verurteilungen auszusprechen, und auf die positive Ausrichtung, die er doch eindeutig dem Konzil habe geben wollen. Die andern erwidern, mit Nachdruck habe der Papst betont, daß die Substanz der immer gleichen Lehre nicht erschüttert werden dürfe. Man werde seiner väterlichen, gütigen Einstellung dadurch Rechnung tragen, daß man keine Bannflüche ausspreche, die üblichen kurzen Verurteilungssätze am Schluß jedes Kapitels mit dem drohenden «der sei im Bann» weglasse. Aber das hindere nicht, in Notfällen Alarmrufe ertönen zu lassen. Auch das sei Aufgabe des guten Hirten, wenn der Wolf naht!

Was denkt wohl der Papst, wenn er von seinem Zimmer aus, das durch einen direkten Draht mit der Konzilsaula verbunden ist, die Exegesen seiner eigenen Worte vernimmt? Vorderhand schweigt er . . .

Vorschau

Wie wird diese Auseinandersetzung enden? Vieles wäre in Betracht zu ziehen zur Beantwortung. Vielleicht schreibe ich davon das nächste Mal. Jetzt möchte ich nur das eine hervorheben. Eine Schulmeinung wurde nie von einem Konzil «heilig» gesprochen. Beide Seiten werfen hier dem Gegenüber vor, es verteidige eine «Schulmeinung». Kann eine Schulmeinung niemals ihrem Schulmeinungszustand entrinnen? Sie kann es gewiß. Dadurch, daß allen erkennbar ihr Einbeschlossensein in der Offenbarung sichtbar und erlebt wird. Sie bleibt Schulmeinung, solange dies nicht deutlich hervortritt. Rechtlich kann man gewiß sagen, wenn eine Zweidrittelmehrheit erreicht wird, kann dieses Konzil einen Text promulgieren. Das ist dieses Mal die Norm, die der Papst ganz allgemein für alle Schemata diesem Konzil gegeben hat. Freilich betonen mit Recht viele – unter ihnen Prof. Jedin –, daß aus der Natur der Sache wie aus der Konziliengeschichte zwischen disziplinären und dogmatischen Erlassen auch bezüglich der erforderlichen Mehrheit zu unterscheiden sei. Für disziplinäre Dekrete mag eine Zweidrittelmehrheit als sehr hoch gelten. Das Konzil von Trient begnügte sich mit einer weit geringeren (zum Beispiel bei der Residenzpflicht der Bischöfe). Bei dogmatischen Erlassen aber suchte man immer moralische Einstimmigkeit zu erlangen. Sie war beim ersten Vatikanischen Konzil in der Frage der Unfehlbarkeit des Papstes nur formal gegeben, insofern die Gegner vorher das Konzil verlassen hatten. Das war gewiß kein Modellfall für einen dogmatischen Konzilsbeschluß, wie er sein soll! Wenn auch heute niemand die Gültigkeit dieser Definition in Zweifel zieht, so weiß man doch auch um die Erschütterung, die dieses bedauerliche Vorgehen in der Kirche hervorrief. Man wird das diesmal nicht wiederholen, abgesehen davon, daß keine der beiden Seiten eine Zweidrittelmehrheit erlangen zu können scheint.

Was wird man also tun? Man wird zunächst versuchen, auf der Grundlage des vorliegenden Textes eine beiden Teilen genehme umgestaltete Vorlage zu erreichen. Man wird – glaube ich – sehen, daß dies unsagbar zeitraubend ist und ein Ergebnis zeitigt, welches beiden Teilen mißfällt. Wie der Mensch (auch als Bischof) einmal gebaut ist, muß er das erleben, ehe er es einsieht. Verbesserungen einzelner Stellen werden nämlich wenig helfen. Es ist ja die Grundhaltung, die umstritten wird.

Vielleicht Ende dieser Woche wird man so weit sein. Dann muß eine Theologenkommission eingesetzt werden, vermutlich von der Theologischen Kommission und vom Sekretariat für die Einheit der Christen zu gleichen Teilen besetzt, die ein neues und allen genehmes Schema erarbeitet. Es wird viele Punkte offen lassen. Und es wird den Ernst des Kreuzes mit der Zuversicht der Auferstehung in der Haltung vereinen müssen. Man sagte mir, ein machtvoller Vertreter der Vorlage hätte in Gesprächen geäußert: «Die Gegenseite redet immer vom Geist der Auferstehung, von der Perspektive der Ver-

klärung des Weltalls. Was heute aber notwendig ist, ist der Geist der Buße, des Kreuzes, das Bewußtsein: der Teufel geht um wie ein brüllender Löwe». Geben wir zu: das Christentum ist ein Paradox. Die Funken, die von einem Pol zum andern springen, kann keiner ohne die Gnade ertragen! Er würde darin verbrennen! Aber trotz allem Ernstes des Bösen – das Christentum ist nicht Bewahrung vor, es ist Erlösung von dem Bösen! Darin liegt die innere Dynamik der «Sache», der christlichen Realität, des Beistandes des Heiligen Geistes über das strikt Verheißene hinaus, auf das wir hoffen dürfen und wollen.

Mario v. Galli

AUF DEM WEG ZU EINER INDISCHEN THEOLOGIE

Immer wieder ist die Frage nach der Anpassung der Priesterbildung an die Kulturen der Missionsländer erörtert worden. Es handelt sich dabei um einen ganzen Komplex von Problemen, der schon die Auswahl und Vorbildung der Priesterkandidaten umfaßt und besondere Zweige des Wissens und Könnens einschließt, die neben der theologischen Fachausbildung in den Missionen unerlässlich sind, wie: Geographie und Geschichte des Missionslandes, Vertrautheit mit seinen sozialen Strukturen, mit den Problemen seiner Wirtschaft und des technischen Fortschritts und all dem, was das Leben des Volkes beeinflußt. Neben all diesen Anpassungen der Priesterausbildung an das Missionsland muß es auch eine spezifische Ausrichtung der philosophisch-theologischen Studien geben, die den kulturellen und religiösen Traditionen des Missionslandes zugeordnet ist. Zu dieser spezifischen Frage soll hier ein kleiner Beitrag versucht werden.

Es soll einiges von den Gedanken, Methoden, Erfahrungen und Reflexionen vorgelegt werden, die sich aus einer Professorentätigkeit mancher Jahre in Indien ergaben und auch in Indien in Kreisen von Theologieprofessoren oft durchgesprochen wurden.

Das Problem stellt sich in allen Ländern, auch in der Begegnung mit weniger entwickelten Ländern. Trotzdem darf man sagen, daß uns die Frage der Anpassung der Studien klarer und zwingender begegnet, wo das Christentum einer Hochkultur gegenübertritt. Daher hat wohl auch die Behandlung der Frage in der spezifischen Anwendung auf Indien die Bedeutung eines Paradigmas, wobei freilich immer die Übertragung auf andere Länder die lokalen Verhältnisse berücksichtigen muß.

Warum theologische Akkommodation?

Es sei versucht, an die Frage gleichsam von außen heranzukommen, indem wir ein Wort zur Motivierung der theologischen Akkommodation sagen.

Anpassung an den Hörer?

Eine erste und nächstliegende Begründung der Anpassung scheint sich aus der Aufnahmefähigkeit des Hörers der philosophisch-theologischen Kurse zu ergeben. Kann wohl, so fragt man, ein Inder unsere in Europa durchdachte und formulierte Theologie wirklich verstehen und sich aneignen? Müßte sie ihm nicht in Kategorien geboten werden, die ihm vom traditionellen Denken seiner Heimat her vertrauter sind? Müßte deshalb nicht das scholastische Begriffssystem, das unserer Theologie zugrundeliegt, durch ein System östlichen Denkens, etwa des Vedanta, in einer seiner klassischen Prägungen ersetzt werden?

Wenn man so eine Frage auf den unmittelbaren Kreis theologischer Hörer bezieht, dann muß man wohl eine recht nüchterne Antwort geben. Die Verwendung indischer Philosophie

zur Darstellung der christlichen Offenbarung wäre nur dann sinnvoll, wenn wirklich ein großer Teil der Theologiestudenten Indiens in der indischen Philosophie bewandert wäre und von klein auf in ihren Kategorien zu denken gelernt hätte. Das ist aber keineswegs der Fall. Bei weitem der größte Teil der indischen Theologen setzt sich aus zwei Kategorien zusammen: sie sind entweder Altchristen, etwa von Kerala, Goa oder Mangalore usw. Was immer diese Theologen an philosophischen und religiösen Begriffen schon aufgenommen haben, ist durchaus vom Westen bestimmt und einfach von europäischem Denken übernommen, so daß eine Einkleidung des Offenbarungsgehaltes in Kategorien östlicher Philosophie ihnen völlig fremd wäre. Man mag diesen Sachverhalt betrauern, aber man muß ihn als Tatsache hinnehmen. Oder sie stammen von Neuchristen, etwa der zweiten oder dritten Generation neugetaufter Gruppen. Sie stammen meist aus kulturell unentwickelten Kreisen. Viele gehören etwa zu den Ureinwohnern aus Chota Nagpur. Sie bringen also keine eigene philosophische Tradition mit, kein schon vorgebildetes Begriffssystem, in dem sie ihr religiöses Denken prägen könnten. Sie müssen sich ihre philosophisch-theologische Begriffswelt erst aufbauen und das tun sie genau so leicht – oder so schwer – in westlichen Kategorien, wie sie es in östlichen täten; denn indische Philosophie ist gewiß nicht leichter als abendländische.

So läge also im Blick auf das unmittelbare Auditorium kein rechter Grund einer Anpassung der Theologie vor. Man könnte dann höchstens von der Anpassung an die östliche Mentalität, an die besondere Weise des Denkens und Erklärens, die dem Osten eigen ist, reden. Aber worin besteht nun genau dieses östliche Denken? Wenn man diese Frage auf Indien bezieht, dann sollte man doch diesen Unterschied nicht zu sehr betonen. Indien hat mit seiner klassischen Sprache des Sanskrit, von dem die meisten seiner modernen Sprachen abgeleitet sind, ein Instrument logischer Präzision hervorgebracht, das dem Westen eng verwandt ist. Sanskrit gehört in den indogermanischen Sprachkreis, und die logischen Systeme Indiens stehen an Schärfe den Systemen westlicher Logik nicht nach. Man täte den Indern schweres Unrecht und fügte ihnen großen Schaden zu, wenn man glaubte, sie von der Strenge der Logik befreien zu sollen. Wohl aber kann man sagen, daß indisches Denken sich näher an der Anschauung hält, sich eng mit dem Symbol verbindet, und daß das indische Beweisverfahren immer auch den Vergleich miteinschließt. All das aber möchte man nicht gern als wesentlichen Unterschied bezeichnen. Es handelt sich vielmehr um eine gewisse Akzentverschiebung, die wohl bei den Unterrichtsmethoden in Rechnung gestellt werden soll, die aber nicht als Anpassung an die heimische Philosophie betrachtet werden kann.

Anpassung an indische Tradition?

Aber unsere Frage, ob die Anpassung der Theologie an die geistige Welt Indiens wünschenswert ist, kann ja nicht nur von der unmittelbaren Hörerschaft der theologischen Kurse her entschieden werden. Sie muß von dem eigentlichen Adressaten der christlichen Offenbarung her beantwortet werden, vom Hindu. An ihn muß doch die christliche Botschaft ausgerichtet werden und ihm muß man sie in Kategorien darlegen, die ihm von seiner eigenen Tradition her verständlich sind. Ist nicht im Blick auf den Hindu eine Anpas-

sung des christlichen Denkens an indische Traditionen zu fordern?

Auf die so gestellte Frage ist sehr verschieden geantwortet worden (wir denken dabei an die in der Praxis gegebenen Antworten). Die Anknüpfung an das philosophische System Indiens wurde von P. Johans versucht in seinem Versuch des Zugangs «zu Christus durch den Vedanta»; ähnliches ist auf religionsgeschichtlichem Gebiet von P. Heras versucht worden. Sie gingen von der Annahme aus, daß der Hindu seinen Weg zum Christentum leichter findet, wenn er ein Stück weit auf den Pfaden seiner eigenen Traditionen gehen kann. Man hat dagegen, wiederum aus der Praxis, Einwände erhoben. Manche moderne Missionare sind dabei in ganz entgegengesetzte Richtungen gegangen. Sie glauben zunächst, und mit einem gewissen Recht, daß man beim modernen Hindu in den seltensten Fällen eine genauere Kenntnis seiner eigenen religiösen Tradition voraussetzen darf. Das Denken des modernen Inders sei doch weit überwiegend von naturwissenschaftlichen Positivismus bestimmt und habe für die Systeme der indischen Vergangenheit weder Sinn noch Interesse. Selbst da, wo Inder sich noch intensiv mit der philosophisch-religiösen Tradition des Hinduismus abgeben, habe diese Philosophie nicht mehr die formende Kraft, die das moderne Leben bestimmen könne. Manche gehen noch weiter. Sie glauben, daß die Anknüpfung an die religiösen Traditionen des Hinduismus nur dahin führte, den Hindu gleichsam in seiner eigenen Religion zu bestätigen. Durch den Hinweis auf die Analogien zwischen Christentum und Hinduismus wird er zur Überzeugung kommen, daß die Wahrheiten der christlichen Offenbarung auch irgendwo im Hinduismus enthalten seien. Die Parallelen, die als verbindende Brücke gedacht sind, würden ihm zum Anlaß oder Vorwand, in seiner eigenen Tradition zu bleiben und sich im Glauben zu befestigen, daß jede Religion, und besonders der Hinduismus, ein möglicher Weg zum Heil sei. So kommt es, daß vielleicht gerade die eifrigsten, und oft auch erfolgreiche Missionare, vor solchen Anknüpfungen warnen. Die christliche Botschaft müsse, so sagen sie, ganz in sich selber stehen, sie ist ein Ruf von oben, ohne Vermittlung und ohne Kompromiß. Sie ist immer neu der Befehl Gottes an Abraham: «Zieh fort aus deinem Lande und von deiner Verwandtschaft und vom Hause deines Vaters in das Land, das ich dir zeigen werde» (Gen. 12, 1).

Wir wollen hier nicht auf die Frage der pastoralen Opportunität einer solchen Haltung eingehen. Es kann nämlich sehr wohl sein, daß in einer ersten Begegnung des Christentums mit der nichtchristlichen Welt zunächst das Erlebnis der Neuheit, des Einmaligen und Einzigartigen betont werden muß. Aber eine prinzipielle Frage kann doch nicht allein durch Erwägungen unmittelbarer missionarischer Möglichkeiten entschieden werden. Es handelt sich letztlich um die Frage, ob ein Volk überhaupt jemals seine geistige Vergangenheit vergessen kann. Europa jedenfalls hat seine Vergangenheit nie vergessen. Trotz der Anklagen Tertullians gegen das Heidentum seiner Zeit hat die Kirche der Reihe nach Pythagoras, Platon und endlich sogar Aristoteles «getauft», das heißt christlich interpretiert und weitergedacht. Dabei mag man gerne zugeben, daß eben dieses Erbe des Heidentums stets eine Gefahr für das Christentum blieb. Aber umgekehrt steht ebenso fest, daß das Christentum in der abendländischen Welt nie so heimisch geworden wäre, wenn es nicht das Erbe der Vergangenheit übernommen hätte. Wir können die Ahnen nicht verleugnen, sie leben in uns. Wir

Kommunistische Aktion gegen den gemeinsamen Markt

Anläßlich des Besuches des Präsidenten von Mali, Modiba Keita, am 30. Mai 1962 in Moskau, wandte sich Chruschtschow so auffallend und scharf gegen die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, daß seine Rede als Signal einer entschiedenen Kampagne gegen die EWG verstanden wurde. Tatsächlich setzten in der sowjetischen Presse und Fachliteratur maßlose Angriffe gegen die EWG ein, die alsbald auch von der kommunistischen Presse draußen aufgenommen wurden. Seit September wurde die Kampagne in der «Voix Ouvrière» und im

können ihr Erbe nicht verleugnen oder abstoßen, sondern wir müssen es in Christus verwandeln, sonst bliebe ja Christus ohne die Menschheit, und die Menschheit ohne Christus. Das meinen wir ja auch, wenn wir, ganz im Sprachgebrauch der Schrift, sagen, daß die christliche Botschaft den Völkern angeboten ist. Nicht nur zu dem Einzelnen ist die Kirche gesandt, sondern zu den Völkern. Das Denken und Wertempfinden einer Kultur, die der Einzelne von der Gemeinschaft und von der Tradition empfängt, müssen neu geformt werden.

Das gilt auch von den Missionen. Wenn man sich einmal klar gemacht hat, daß das einzelne Menschenleben immer in die Folge der Geschlechter hineingewoben ist, daß es Erbe des Vergangenen und Verheißung des Kommenden ist, daß auch die Entscheidungen des Einzelnen in das Strombett der Geschichte einmünden und ihren Lauf bestimmen, dann kann man sich eigentlich gar nicht mehr vorstellen, daß der einzelne Inder durch die Glaubensannahme aus seiner heimischen Tradition herausgerissen werden müßte. Ein Christentum in Indien, das sich grundsätzlich von seiner Vergangenheit und völkischen Tradition trennte, würde sich der Verwurzelung im Volkstum berauben und müßte selber in seiner Entfernung vom wirklichen Leben verdorren. Zugleich aber würde es von den Geistern der Vergangenheit verfolgt und geängstigt werden, denn die Geschichte zeigt, wie Heidentum und Aberglaube überall da weiterleben, wo das Christentum nicht die Wurzeln des Volkstums neu belebt hat. So muß also in jedem Konvertiten die Vergangenheit seines Volkes und sein kulturelles Erbe in das Licht der Gnade mitgenommen werden. Die Bekehrung, die Öffnung des Menschen zum lebendigen Gott hin, betrifft nicht nur das isolierte Individuum, sondern auch die Welt des Menschen, die mit ihm heimgeholt wird in die Herrschaft Gottes.

So muß also in einer wahren Bekehrung eine Begegnung stattfinden nicht nur zwischen der individuellen Freiheit und dem Wort Gottes, sondern zwischen der Welt, in der der Mensch gewachsen ist, und dem Reich Gottes. Was nun grundsätzlich im Akt des Glaubens geschieht, das muß Theologie wissenschaftlich entfalten. Denn sie ist doch «scientia fidei», sie muß also eben die Begegnung und Unterwerfung des ganzen Menschen und seiner Welt unter Gottes Offenbarung in seinen vielen Aspekten darstellen und systematisch vorlegen. So kommt also indische Theologie dadurch zustande, daß die gläubige Begegnung und Unterwerfung indischer Kultur und Tradition unter Gottes Wort konkret verstanden und systematisch dargestellt wird. Diese Unterwerfung aber bedeutet nicht das Auslöschung der Vergangenheit, sondern ihre Erlösung von bindenden Mächten und ihre Vollendung im lebendigen Gott.

Prof. J. Neuner S. J.,

De Nobili College, Poona, Indien

(Zweiter Teil folgt)

«Vorwärts», der Presse der Partei der Arbeit der Schweiz, noch weiter verstärkt.

Es hatte bis anhin keineswegs an kommunistischen Angriffen und an Gegenpropaganda gegen die EWG gefehlt. Aber für diese Aktionen lagen sowjetische Richtlinien zugrunde, die in ihrer Beurteilung der EWG keine wirklichen Erfolgchancen gaben. Ein 1957 vom Moskauer «Institut für Weltwirtschaft und internationale Beziehungen» ausgearbeitetes Dokument von 17 Thesen verneinte bei der wirtschaftlichen Einschätzung der EWG die Möglichkeit der Ausweitung des Gemeinsamen Marktes mit der Feststellung, daß sich damit die Marktprobleme verschärfen müßten. Der EWG-Vertrag von Rom führe zu einer massenhaften Zerstörung kleinerer und teilweise auch mittlerer Betriebe, die auf dem Altar der wirtschaftlichen Konzentration geopfert würden. Das schaffe eine ständig schärfer in Erscheinung tretende Antinomie zwischen den Produktionsmöglichkeiten und der monetären Nachfrage. Unter dem Druck des international verflochtenen Kapitals müsse das Lebensniveau der Werktätigen

absinken. In sozialer Hinsicht führe die beabsichtigte Senkung der direkten Steuern zu einer drastischen Erhöhung des staatlichen Budgetdefizites, was eine Steigerung der indirekten Steuern provoziere, deren Hauptlast wiederum auf die Werktätigen abgewälzt werde. Somit müßten sich die «imperialistischen Unstimmigkeiten» mit der westeuropäischen Integration notwendigerweise vertiefen.

Die EWG ist aber in ihren Integrationsbemühungen wesentlich weitergekommen als der kommunistische COMECON. Sie ist seit langem zu einem weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Faktor geworden. Die Sowjets betrauten hervorragende Fachleute mit der Beobachtung des westeuropäischen Integrationsprozesses. Sie sind aber trotzdem vom raschen Entwicklungstempo der EWG überrascht worden. Die maßlosen Angriffe auf breiter kommunistischer Front dienen nicht zuletzt dem Zweck, die Fehlinterpretationen der Vergangenheit zu über-tönen.

Die Gegenpropaganda

Betrachten wir zunächst die bedeutenderen sowjetischen und kommunistischen (PdA) Publikationen und Fakten in zeitlicher Folge.

► Die «Prawda» kritisiert Ende August 1962 die EWG mit aller Schärfe als «Verschwörung der Monopole hinter dem Rücken der Völker und ihrer Lebensinteressen» und nennt sie die «heilige Allianz der Reaktion gegen den Sozialismus».

► Der «Kommunist» (August) und «Probleme des Friedens und des Sozialismus» (September) bringen einen Artikel von Chruschtschow. Eingepackt in den Schwulst der kommunistischen Phraseologie plädiert der prominente sowjetische Autor im Blick auf die wirtschaftlichen Erfolge der EWG-Länder für eine Zusammenarbeit mit den westlichen Staaten nicht nur auf dem Gebiet des Handels, sondern ebenso auch auf demjenigen der Produktion! Der Rückgriff auf das westliche Wirtschaftspotential sei für den Fortschritt der sowjetischen Wirtschaft von wesentlicher Bedeutung!

► Das Kominformorgan «Probleme des Friedens und des Sozialismus» (August) fordert ein Kampfprogramm der kommunistischen und Arbeiterparteien der «kapitalistischen Länder» und die «Einheit der Arbeiterklasse» gegen die EWG, das ist «die höchste Form der internationalen staatsmonopolistischen Vereinigungen zur ökonomischen Untermuerung der Nato – unterstützt von Neofaschisten, Militaristen, Klerikalen und rechten Sozialdemokraten».

► Am 26. August veröffentlicht die «Prawda» «Thesen zur imperialistischen ‚Integration‘ in Westeuropa („Gemeinsamer Markt“)». Es sind 32 Thesen, aufgestellt vom oben schon genannten «Institut für Weltwirtschaft» in Moskau. Sie legen die theoretische Grundlage für den neuen Propagandafeldzug gegen die EWG. Gleichzeitig lieferten sie die Argumente für die sowjetischen Vertreter auf der Konferenz marxistischer Theoretiker und kommunistischer Wirtschaftsführer vom 27. August bis 4. September 1962 in Moskau, von der nachher die Rede sein wird.

An der ideologischen Grundhaltung hat sich gegenüber 1957 nichts geändert. Auch bleiben die außenpolitischen Betrachtungen auf den Tenor abgestimmt, daß die Integration dem Versuch gleichkomme, die Selbständigkeit der einzelnen Staaten im Handel mit der Sowjetunion sowie den übrigen Ländern des Ostblocks einzuschränken und gemeinsame Außenhandelsaktionen gegen das sozialistische Lager zu organisieren, um mit einer diskriminierenden Handelspolitik dem Ostblock Schaden zuzufügen.

Dennoch wirtschaftliche Zusammenarbeit

Aber dann kommen Vorschläge, die empfehlen, sich mit der EWG abzufinden und sich mit ihr an den Verhandlungstisch zu setzen. In Übereinstimmung mit Chruschtschow befürworten sie die Einberufung einer internationalen Handelskonferenz. Dort solle über die Gründung einer Welthan-

delsorganisation gesprochen werden, der alle Länder der Welt, also auch die Länder der EWG wie des kommunistischen «Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe», ohne jede «Diskriminierung» angehören sollten.

Wenn diese Vorschläge schon aufhorchen machen, dann wirkt der Abschluß der Thesen geradezu verblüffend. Es heißt darin, daß die Kommunisten zwar gegen die Versuche, die europäische Integration für aggressive imperialistische Zwecke zu benutzen, kämpfen sollen, «gleichzeitig jedoch stellen sie die objektiven Tendenzen zur Internationalisierung der Produktion in Rechnung, die in der kapitalistischen Welt wirksam sind und bauen dementsprechend die Politik und die wirtschaftlichen Maßnahmen auf. Im Zusammenhang damit entsteht die Frage nach der Möglichkeit einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit und eines friedlichen Wettbewerbs nicht nur zwischen einzelnen Staaten mit verschiedener sozialer Ordnung, sondern auch zwischen ihren wirtschaftlichen Zusammenschlüssen». Das ist ein Zitat aus dem obenerwähnten Aufsatz von Chruschtschow im «Kommunist» und in «Probleme des Friedens und Sozialismus». Die Thesen identifizieren sich damit und schließen mit dem Wunsch nach «einer gleichberechtigten wirtschaftlichen Zusammenarbeit und einem beiderseits vorteilhaften Handel».

► Auf der Moskauer Konferenz marxistischer Wissenschaftler und Wirtschaftsführer vom 27. August bis 4. September 1962 bezeichnete der Leiter des Instituts für Weltwirtschaft, Arzumanyan, als Aufgabe der Konferenz, «die reaktionäre, gegen das Volk gerichtete Tendenz» der EWG herauszustrichen und eine politische und wirtschaftliche Alternative zur EWG aufzuzeigen. Im Gegensatz zur früheren Analyse – die EWG vertiefte die Spaltung Europas – wurde sie nunmehr als «Instrument der Klassensolidarität der Imperialisten» hingestellt und die Konferenz forderte, die kommunistischen Parteien und Gewerkschaften in Westeuropa müßten den Gemeinsamen Markt als Realität anerkennen und ihre Gegenaktion stärker koordinieren. Sie sollten sich verstärkt für die Verstaatlichung von Banken und Industrien einsetzen und höhere Löhne auf dem Niveau der höchsten Löhne der EWG-Staaten fordern.

► Zum Abschluß noch etwas über die Sitzung des Zentralkomitees der PdA vom 27./28. Oktober 1962 in Lausanne. Erster Punkt der Tagesordnung hieß: «Die Schweiz und der Gemeinsame Markt». Die Stellungnahme (Resolution) der PdA erschien in der «Voix Ouvrière» vom 30. Oktober 1962 unter dem Titel: «Une Suisse libre dans une Europe démocratique – non au Marché Commun! – importante résolution du Comité central du Parti Suisse du Travail».

Die Hauptsentenzen daraus lauten:

«Die EWG ist das letzte, sozusagen perfekte Glied der Integration („La Sainte Alliance capitaliste“). Offen proklamiert sie ihre Gegnerschaft zur sozialistischen Welt ...»

«Mehr und mehr wird die Integration für die demokratischen Rechte des Volkes, für die nationalen Befreiungsbewegungen der noch abhängigen Völker und für die jungen, souveränen Staaten, die sich ihre Unabhängigkeit erkämpft haben, zu einer großen Gefahr ...»

«Die Vorherrschaft des deutschen Imperialismus wird immer stärker. Die Neutralen, besonders die Schweiz, sind in ihrer Neutralität, Unabhängigkeit und nationalen Existenz schwer bedroht ...»

«Der amerikanische Imperialismus, der keineswegs auf die Weltherrschaft verzichtet hat, unterstützt die EWG als wirtschaftliche und politische Basis der von ihm und dem westdeutschen Imperialismus beherrschten Nato ...»

«Das alles hat zur Folge, daß sich gegen die europäische Integration ein immer größerer Widerstand bemerkbar macht: der Arbeiter, der kleinen Unternehmer und Kaufleute, der Bauern und allgemein der nationalen gesinnten Kreise ... In dem vor kurzem von einer Vertretung des Bundesrates in Brüssel überreichten Memorandum wurden die Sympathiebekundungen für ein integriertes Europa und die europäische Solidarität von sehr deutlichen Vorbehalten begleitet ...»

«Auch ohne Beitritt oder Assoziation wird unser Land seine Wirtschafts- und Handelsbeziehung mit den Ländern der EWG und ... mit allen Ländern

der Welt, vor allem auch mit den sozialistischen und den wirtschaftlich schwach entwickelten Ländern, aufrecht erhalten und erweitern ...»

«So werden die schweizerische Arbeiterklasse und das Schweizervolk, zusammen mit den Werktätigen aller Länder, den Kampf gegen ein Europa der Trusts führen ...»

«Verstärkt müssen sie (die Werktätigen) den Kampf führen ... für die Schaffung einer gemeinsamen Front des Volkes gegen das Großkapital und die Trusts ... sich für die Rechte der Werktätigen in den Betrieben und die Nationalisierung der wichtigsten Industriezweige einsetzen ... und so die Voraussetzungen schaffen zu einer neuen Form der Gesellschaft, einer Gesellschaft, die, ohne schon sozialistisch zu sein, doch schon eine Vorstufe zum Sozialismus sein wird ... und das eben ist die Aufgabe, die sich unsere Partei stellt ... den Kampf für ein demokratisches und sozialistisches Europa führen ... Ein solches Europa kann aber nur durch eine breite antimonopolistische Front der Arbeiter und Bauern, der kleinen Produzenten, kleinen Kaufleute und Handwerker errichtet werden ...»

Das Fazit? – Die Publikationen und Resolutionen lassen den Schluß zu, daß die Sowjetunion sich heute letztlich darum bemüht, mit der EWG ins Gespräch zu kommen. Dies wird sie aber nicht daran hindern, die EWG zu beschimpfen, sie in der Öffentlichkeit des eigenen Bereichs, in der westlichen Propaganda und bei den Neutralen als einen aggressiven Kampfbund hinzustellen. Sie wird auch ihre Anschläge gegen die Solidarität der EWG-Staaten fortsetzen und verstärken, sei es über direkte handelspolitische Aktionen, sei es über den Einfluß kommunistisch gelenkter Gewerkschaften.

Betrachtungen, die sich aufdrängen

Die Sowjets haben die westeuropäische Integration unterschätzt. Schuld daran ist die Politökonomie des Marxismus-Leninismus. Darin fehlt jener Abschnitt, der die Vorteile der Integration darstellt, vollständig. Die Struktur der kommunistischen Planwirtschaft steht einem natürlichen Integrationsprozeß grundsätzlich entgegen, weil in ihr die autonom wirkenden Anreize fehlen, die dafür sorgen, daß die wirtschaftlichen Kräfte von sich aus auf breiter Basis die Integration anstreben. Im Wirtschaftssystem des Ostblocks gilt das Autarkieprinzip, das eine Integration erschwert, wenn nicht gar unmöglich macht. Dazu kommt die Tatsache, daß die Völker der Satellitenländer der Vertretung der Nationalinteressen durch ihre Regierungen gegenüber der Sowjetunion und andern Ostblockstaaten ein entscheidendes Gewicht beilegen; eine Beschneidung dieser Interessen – ohne die eine Integration nicht möglich ist – könnte zur Quelle unvorstellbarer politischer Schwierigkeiten werden. Das ist eine Schwäche der Ostblockwirtschaft gegenüber der freien Welt, die auf jegliche Integrationsbemühungen retardierend wirkt.

Dahinter steht aber noch ein entscheidender Punkt. Die sowjetischen Parteitheoretiker haben die größte Schwierigkeit, das Phänomen des Gemeinsamen Marktes mit ihrer kommuni-

stischen Ideologie in Übereinstimmung zu bringen. Was nicht sozialistische Wirtschaft ist, gilt alles als Kapitalismus. Nach der kommunistischen Ideologie ist aber alles Nichtsozialistische unweigerlich in der Krise und dem Untergang ge-
weicht.

In den Bemühungen um die westeuropäische Integration sind Prinzipien wirksam geworden, die sich wirtschaftlich und sozial als stärker erweisen als der Kommunismus. Das ist eine Feststellung, die den westlichen Menschen in seinen freiheitlichen und sozialen Auffassungen ermuntern und bestärken muß. In der gegenwärtigen Sitzung des Zentralkomitees der sowjetischen Kommunistischen Partei machte Chruschtschow eine Verbeugung vor dem Westen, wenn er am 19. November in einer Rede sagte, das Beispiel der kapitalistischen Länder, die von der Spezialisierung in der Industrie reichlich Gebrauch machen, sollte nachgeahmt werden. Wenn die Kapitalisten große Gewinne einstreichen könnten – was auf diese Spezialisierung zurückzuführen sei – und sich trotz dem großen Wettbewerb durchsetzen, warum sei die Sowjetunion nicht dazu fähig? Der Glaube, daß alles Ausländische «unbedingt schlecht» sei, sei lediglich ein Überbleibsel aus der Zeit des Personenkults. «Wir müssen uns an Lenins Standpunkt erinnern, der erklärt hat, daß wir, wenn nötig, von den Kapitalisten lernen müssen. Wir müssen auch lernen, das Gute und Erfolgreiche, das sie haben, anzuerkennen.»

In der Wirtschaftskonzeption des Gemeinsamen Marktes geht es aber nicht um eine rein technische «Spezialisierung», sondern um ein wirtschaftliches und soziales Bemühen, das Freiheit, Menschenwürde und innere Verbundenheit der Menschen zum Ausgangs- und Zielpunkt hat. Wirtschaft und Sozialpolitik, gestaltet nach diesen Prinzipien, bringen heute die kommunistischen Wirtschaftsführer aus ihrem Konzept und machen sie staunen. Es ist wesentlich, daß an diesen Prinzipien weiterhin festgehalten wird, ja, daß sie noch bewußt ausgebaut werden. Sie nämlich werden entscheidend in die Waagschale fallen und schließlich die friedliche Macht bilden, die den Kommunismus überwindet.

K. S.

THOMAS SARTORY

Mut zur Katholizität

Geistliche und theologische Erwägungen zur Einigung der Christen

480 Seiten, Leinen Fr. 24.20, brosch. Fr. 15.60

Von einer durch und durch biblischen Theologie her wird der Leser in die Weite echter Katholizität geführt, die so umfassend verstanden wird, daß man erkennt: katholische und reformatorische Tradition können – recht verstanden – einen legitimen Platz in der Kirche haben.

Die Einigung der Christen erscheint in diesem Buch als «eine Sache des Christseins». Damit ist sie nicht mehr nur eine Frage der fachtheologischen Diskussion.

Die sakramentalen Mittel der Einheit werden nicht geringgeschätzt, sie werden allerdings auch nicht so überschätzt, als wären sie – die Mittel – schon das, worauf es letztlich ankommt, das zu Vermittelnde: Die Einheit der Kirche in Christus durch den Heiligen Geist. «Werden wir Wort, Sakrament und Amt so, wie es ihrer Funktion für die Einheit der Kirche entspricht, dann fällt es uns leicht, zu erkennen und anzuerkennen, daß Gott diesen Mitteln gegenüber, die Er in seiner Gnade uns schenkt, insofern frei bleibt, daß Er jederzeit auch unvermittelt wirken kann, wenn es seine Barmherzigkeit so will.»

Das Buch ist ein Buch der Hoffnung für alle, die, verzweifelt an der Kirche, um Wahrheit ringen. Es ist revolutionär, aber im positiven Sinn, weil es nicht niederreißt, sondern aufbaut.

OTTO MÜLLER VERLAG – SALZBURG



Neue «Radiopredigten»

im Tyrolia-Verlag Innsbruck – Wien – München

Heinrich Suso Braun

Neun Uhr fünfundvierzig

Radiopredigten Band IX. 272 Seiten. Kart. Fr. 9.80

Herzenswärme, Geschick und Takt, große Sachkenntnis und anschauliche Sprache überzeugen auch in diesen 42 Ansprachen, die P. Suso über Radio Tirol (sonntags um 9.45 Uhr), über den Südwestfunk und den Bayerischen Rundfunk gehalten hat. Die «Frohe Botschaft auch froh machend zu verkünden» (Seele, München) gelingt ihm hier ebenso wie in den früheren Bänden der «Radiopredigten» (Gesamtauflage 100 000).

NEU BEI IHREM BUCHHÄNDLER

DER FILMBERATER

DER FILMBERATER

Organ der Filmkommission des Schweizerischen Katholischen Volksvereins (Red.: Dr. Stefan Bamberger) bietet seit zwanzig Jahren

1. Eine Übersicht über die in der Schweiz laufenden Filme.

Als einzige Zeitschrift unseres Landes geben wir Ihnen über die weitaus meisten Filme, die bei uns gezeigt werden (es sind jedes Jahr über vierhundert!), entweder eine kurze Würdigung – oder, bei wichtigeren Werken, eine ausführlichere Besprechung.

2. Grundsätzliche Beiträge zu einer christlichen Filmkultur.

Der Film ist ein Ausdrucksmittel des menschlichen Geistes. Er kann Kunst sein. Genau so wie auf andern Gebieten des modernen Lebens braucht es aber den Einsatz verantwortungsbewußter Menschen – und nicht zuletzt der Christen, um ihn aus kindischer Verspieltheit und finanzieller Interessenverhaftung zu befreien. Dies geschieht wirksam nur durch Hebung des Publikumsgeschmackes.



Glauben Sie nicht ...

... daß ein Abonnement des «Filmberaters» ein sinnvolles Weihnachtsgeschenk an einen Freund oder Bekannten darstellen könnte? Es wäre eine jener Gaben, die ein moderner Christ einem Christen in der modernen Welt schenkt.

Bestellungen an:

Administration «Filmberater», Habsburgerstraße 44, Luzern
 Jahresabonnement: Fr. 10.—, Studentenabonnement Fr. 7.—
 (auf Weihnachten: spezielle Geschenkkarte).



Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.
 Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.
 Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.
 Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. – Belgien-Luxemburg: Jährlich bFr. 190.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No 218 506. – Deutschland: DM 13.50/7.— Best.- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Sonderkonto Nr. 12975 Orientierung. – Dänemark: Jährlich Kr. 25.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. – Frankreich: Halbjährlich NF 7.—, jährlich NF 14.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644.286. – Italien-Vatikan: Jährl. Lire 2000.—. Einzahlungen auf c/c 1/4444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. – Österreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142.181. (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner.) Jährlich Sch. 80.—. USA: jährlich \$ 4.—.

DER FILMBERATER

IM PREIS ERMÄSSIGTE BÜCHER:

	statt DM	nur DM
Balthasar, Vinzenz von Paul in seiner Zeit. Ln.	14.80	4.80
Brecht, Vom menschlichen Denken. Ln.	9.80	3.95
Bubnoff, Russische Religionsphilosophen. Ln.	15.—	5.80
Daniel-Rops, Die Kirche von den Aposteln bis ins Frühmittelalter. 2 Bände. Ln.	52.—	24.—
Feckes, Mysterium der Kirche. Ln.	9.60	3.85
Geiselmann, Anthropologie J. A. Möhlers. Ln.	25.60	7.50
Hauser, Autorität und Macht. Ln.	13.60	5.50
Heinisch, Christus der Erlöser im AT. Ln.	15.50	6.50
Hildebrand, Liturgie und Persönlichkeit. Ln.	7.80	2.95
Paul M. v. Kreuz, Geist des AT. 3 Bände Ln.	22.80	11.85
Pfeifer, Christozentrische Sehnsucht. Ln.		2.80
Pieper, Über die Hoffnung. Kart.	3.90	2.30
Pieper, Über die Klugheit. Kart.	3.90	2.30
Sertillanges, Katechismus der Ungläubigen. 5 Bände, kart.	17.—	9.80
Strobel, Katharina v. Siena. Politische Briefe. Ln.	13.30	5.80
Scheeben, Natur und Gnade / Herrlichkeiten der göttlichen Gnade. 2 Bände in 1 Bd., Hft.	18.—	9.—

Modernes Antiquariat — Unbenützte Werke — Verlangen Sie unsere Verzeichnisse im Preis ermässiger Bücher.

F. H. KERLE, 69 Heidelberg 2, Abt. Antiquariat — Postfach 20

J. RUDIN

PSYCHOTHERAPIE UND RELIGION

Seele – Person – Gott

Probleme der tiefenpsychologischen Wissenschaft und der praktischen analytischen Erfahrung. 232 S., Leinen Fr. 16.80.

Prof. C. G. Jung in einem Brief an den Verfasser: «Soeben habe ich die Lektüre Ihres Buches beendet. Ich habe es von Anfang bis Ende mit größtem Interesse gelesen, denn es lag mir von jeher am Herzen, eine Brücke zu schlagen – oder wenigstens den Versuch dazu zu wagen – zwischen jenen beiden Disziplinen, die sich mit praktischer Verantwortlichkeit der cura animarum annehmen, also der Theologie einerseits und der medizinischen Psychologie andererseits ... Das ist das nicht hoch genug zu veranschlagende Verdienst Ihrer Arbeit, daß es uns ermöglicht, eine weite Strecke des Weges zusammen zu gehen – wie ich hoffe – zu beidseitigem Nutzen.»

WALTER-VERLAG, OLTEN

Die Betrachtungen zum Advent und zur Weihnacht von Karl Rahner wurden in der Reihe «ecclesia» der FONO-Verlags-gesellschaft auf Schallplatten aufgenommen:

Advent Ankunft der Zukunft;

Bestell-Nr. EL 60 113

Weihnacht Erfüllter Abgrund;

Bestell-Nr. EL 60 114

Beide Platten sind zu je Fr. 20.50 plus Porto und Verpackung erhältlich beim

DREITANNEN-VERLAG, Schallplatten-

Abteilung, Solothurnerstraße 43, Olten